



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 1. Januar 2023, 08.40 Uhr

Ausblick ins neue Jahr  
Zuversicht statt Optimismus  
Von Petra Bahr

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

„Es ist fünf vor 12. Die Welt geht unter“. Das Christentum als Lebensform und Deutungsrahmen des eigenen Lebens mag langsam verdampfen. Auch seine kulturelle Gestaltungsmacht wird schwächer. Darauf deuten viele Entwicklungen hin. Abfragbares Wissen über kirchliche Feiertage, wie sie lokale Fernsehsender in deutschen Fußgängerzonen vornehmen, schaffen es nur noch in Comedy-Formate. „Pfingsten? Wahrscheinlich das Fest der Rosen.“ Doch die Bilder der biblischen Apokalypse haben wieder Konjunktur. Literarische Anspielungen auf biblische Texte werden immer seltener entziffert. Trotzdem überleben Bilder und Vorstellungen nicht nur im Untergrund. Sie sind allgegenwärtig. „Das Weltende ist nah.“ Diese Zeitansage mit Timerfunktion legt sich über alle Themen, die die Welt bewegen: Die Demokratie als Herrschaftsform, das politische Europa, ja, die gesamte bewohnbare Welt läuft taumelnd auf ihren Untergang zu. Die Rhetorik der Apokalypse ist aus den Winkeln kleiner religiöser Zirkel in den öffentlichen Raum geschwappt. Die Weltzeit als Frist, diese Vorstellung ist das zentrale Motiv apokalyptischen Denkens. Grelle Katastrophen malen den abstrakten Gedanken aus. Perfekt für mediale Kommunikation, die zunehmend von Bildern bestimmt ist. Schreckensszenarien, für die mittelalterliche Maler der Hölle jahrelang in ihren Werkstätten pinselten, sind in Sekunden über die sozialen Medien verbreitet, düstere Musik verstärkt über das Ohr, was vor Augen steht. Bilder von Naturkatastrophen werden mit schnellen Schnitten in eine Folge alptraumartiger Szenen gebracht. Ihre Macher sind bei den Autoren des Danielbuches in der hebräischen Bibel oder in der neutestamentlichen Johannesoffenbarung in die Schule gegangen.

Die Welt geht als großes Kino unter. Wälder verwandeln sich in Wüsten, Flüsse treten über die Ufer und reißen ganze Dörfer mit, Berge zerbersten, Leichenberge türmen sich vor den Trümmern einer zerbombten Kathedrale. Mensch und Natur fallen übereinander her, dem entfesselten Bösen entrinnt niemand.

So ist die Botschaft der Bilder. Gebannt von den grausamen Szenen erstarren ihre Betrachter in Angstlust. Die Nackenhaare sträuben sich, der Blick bleibt gebannt an dem hängen, was man eigentlich nicht sehen will. Die meisten, die in diesen Bildwelten leben oder sie politisch nutzen, wissen vermutlich nicht einmal, woher ihr Vorstellungsmaterial kommt. Doch wenn sich die latente Prägung durch ein biblisches Genre der ansonsten nur noch wenig bibelfesten Gesellschaft zeigt, dann in der regelmäßigen Wiederkehr apokalyptischen Denkens. Apokalyptische Mentalität war immer schon Ausdruck von Krisen und Umbrüchen. Das zeigt ein Blick in die bewegte Gebrauchsgeschichte. Sie war das Erzählmittel der Stunde, mit welchem sich Unterdrückung und Elend, aber auch Angst und Ratlosigkeit, Verbitterung über das Nichtgehörtwerden oder Zorn Ausdruck verschafft haben, als religiöse Sprachform, als künstlerische Bewältigung des Nichtzubewältigenden. Sie prägte immer wieder auch die öffentliche politische Rhetorik.

Deshalb ist die Wiederkehr der apokalyptischen Mentalität Signatur einer kollektiven Verfassung. Diese Wiederkehr bedarf der religionskritischen Aufmerksamkeit. Denn apokalyptisches Denken ist immer auch der Anfang politischer Theologien gewesen, also einer Form des politischen Denkens, durch das sich das Politische religiös aufzuladen droht. Ihr Medium ist die radikale Übertreibung, der Polarisierung, der Unterwerfung unter die Ägide der Gewalt. Diese Gefahr schien durch die Durchsetzung

westlicher Demokratien scheinbar gebannt. Doch die apokalyptische Versuchung ist auch in offenen, freien Gesellschaften längst Politikstil geworden.

„Durch die Enge der Zeit kommt der Teufel“, sagt der Philosoph Hans Blumenberg. Handlungsdruck und Unübersichtlichkeit, viel zu viele Informationen, viel zu wenig Zeit zu ihrer differenzierten Verarbeitung – die Übertreibung und die Vereinseitigung sind Folgen dieser Enge. Pinchas Lapide bescheinigt auch den westlichen, im Selbstverständnis säkularen Gesellschaften apokalyptischen Mentalitäten. Beide jüdischen Denker beobachteten schon in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts in politischen Bewegungen einen gesellschaftlichen Trend, eine Neigung zur „Messianitis“. Ist nur noch wenig Zeit für die Rettung der Welt, steigt die Sehnsucht nach messianischen Persönlichkeiten, die schnell und kraftvoll im Interesse der eigenen Sache handeln. Denn mit dem Eindruck, nur noch eine kleine Frist zu haben, wächst auch die Unzufriedenheit mit langwierigen Prozeduren wie der mühsamen Suche nach politischen Kompromissen. Die vage Rede davon, dass „jetzt alles anders werden müsse“, versteigt sich in rhetorische und praktische Verschärfungen, ja bisweilen sogar in Umsturzphantasien, deren gewalttätige Folgen stummgeschaltet werden. Man meint, angesichts des nahen Endes der Welt zu schärferen Mitteln greifen zu müssen. Heldinnen und Führungsfiguren, die mit Charisma gegen das kollektive Achselzucken vorgehen, mit Häme oder Verachtung zu begegnen, ist natürlich ein billiger Triumph und offenbart nur die Behändigkeit, gegen die diese Bewegungen mit ihren symbolischen Aktionen angehen. Die Zweideutigkeit, die in dieser Orientierung an Menschen liegt, in die Über-menschliches projiziert wird, liegt aber auf der Hand. Fehlereinschätzungen oder Grenzen werden diesen medial vergrößerten Figuren paradoxerweise nur selten verziehen. Sie sind in ihrem Menschsein gefährdeter als diejenigen, die in ihnen gottähnliche Eigenschaften sehen. In einer Welt ohne Gott zeigt sich die Gnadenlosigkeit des Umgangs mit den gefallenen Idolen unter Umständen umso härter. Das zeigt ein Blick in die jüngere Geschichte.

Eine „neue Ordnung“ versprechen auch die alten biblischen Vorbilder, allerdings ist diese Ordnung gerade nicht von dieser Welt. Sie diskreditiert weder zwangsläufig das politische System noch ihre Vertreter und Vertreterinnen, wie es der gegenwärtige Sound der Rede von „alten Ordnungen“ manchmal nahelegt. Sie markiert das Gottesreich und damit eine kritische Perspektive und klare Kriterien auf alles, was dieser Welt fehlt.

Apokalypsen ohne Gott verwandeln sich dagegen schnell in eine Form politischer Theologie, in der im Zweifel sogar für die „Wende zum Guten“ auch Schrecken aller Art in Kauf zu nehmen sind. Dabei hätte die biblische Rede von der Apokalypse durchaus das Potential, die fatalistischen Übersteigerungen des Untergangsgedenkens in eine andere Form der Zuversicht zu verwandeln. Aus der Lähmung, der intellektuellen Bequemlichkeit oder dem kleinkarierten Abwehren all der ernstesten Gefahren, in welche die Menschheit sich verrannt hat, könnte eine Bewegung Richtung Zukunft werden, die den Möglichkeitssinn dessen, was zu tun wäre, neu auslotet. Einmal in den Strudel der Übersteigerung und Beschleunigung geraten, wird es allerdings schwer, die Zeit Richtung Zukunft zu dehnen. Die sprachliche Überhitzung der gegenwärtigen Debatten und die Radikalisierung von politischen Konzepten in das Schema der Feindschaft sind

Kennzeichen einer Verdichtung, die kluges Handeln oft nicht mehr möglich macht. Was bleibt, ist ein Knäuel von Emotionen und Expressionen. Dieser Sog gefährdet auch die, die eigentlich nach Auswegen suchen, wenn sie sich am apokalyptischen Sprechen beteiligen.

Dabei sind die biblischen Apokalypsen im Ursprung keine Weltuntergangsbeschwörungen. Im Gegenteil. Da die Empfehlung, Apokalypseabstinenz zu üben, sowieso zu spät kommt, lohnt eine Erinnerung an den ursprünglichen Sinn apokalyptischen Sprechens. Dieses Sprechen ist immer religiös. Es zeigt einen Blick auf die damalige Gegenwart, die sowohl im Danielbuch als auch in der Johannesoffenbarung durch Unterdrückung, Leiden und innere Zerrissenheit geprägt sind. Beide biblischen Bücher legen es auf religiöse Vergewisserung in feindlicher Umwelt an. Nicht die nahe Zukunft, nicht die kommende Welt, sondern die Gegenwart wird als unerträglich empfunden. Biblische Apokalypsen sind ursprünglich keine Texte, die noch mehr Angst vor der Zukunft schüren sollen, sondern Trostschriften, die der Frage nach der Gottesverlassenheit eine ins Kosmische gesteigerte Zuversicht vermitteln. Dass es so weiter geht, dass die Leidenden sich selbst überlassen bleiben, eine kleine Minderheit, umgeben von äußerer Repression und innerem Zweifel, dass alles immer so weiter geht, das ist die eigentliche Katastrophe. Die Botschaft, die den Blick auf die Gegenwart verändert, ist von der biblischen Hoffnung getragen, die allen Büchern der Bibel ihre Pointe verleiht: Es muss eben nicht immer so weiter gehen. Da kommt noch was. Endzeitliche Plagen und Provokationen sind nicht das Ende, sie werden literarisch zu einem Durchgangsstadium, zum Bild für eine als schwer erträglicher Alptraum umschriebene Gegenwart, aus der es ein Erwachen geben wird. So formt sich eine Zukunftsvorstellung: Es kann auch noch ganz anders kommen. Diese Perspektive richtet sich gegen die vermeintliche Alternativlosigkeit, aber auch gegen den Eindruck, es sei sowieso alles zu spät, weshalb man auch immer so weiter machen müsse. Deshalb ist diese Form apokalyptischer Rede auch nicht mit einer pessimistischen Weltsicht zu verwechseln, nach der unter allen Umständen alles immer nur schlechter wird.

In der Geschichte des christlichen Abendlandes sind diese apokalyptisch-eschatologischen Trostbilder oft anders gedeutet worden. Entweder zogen christliche Gemeinschaften sich in die Hinterräume ihrer Zeit zurück, um abzuwarten und möglichst unauffällig auf bessere Tage zu warten. Ein tiefsitzender Kulturpessimismus und ein Blick auf den Menschen, bei dem das Elend immer schon den Glanz und die Fähigkeit zum Guten überwiegt, hat sich in manchen Winkeln christlichen Lebens bis heute erhalten. Andere nutzen diese religiösen Schriften als geschichtsphilosophische Deutungshilfen, die dann zur Legitimation von Verfolgung und Unterdrückung anderer dienen, der jeweils anderen Konfession oder – häufiger noch – religiöser Minderheiten. Dieses Verständnis prägt bis heute Teile evangelikaler Bewegungen. Manche glauben immer noch, in diesen Texten auch eine Art geschichtliches – und politisches – Deutungsmuster zu finden, das auf Eindeutigkeit zielt und nur Eingeweihten plausibel werden kann. Die so gewonnene politische Theologie übernimmt die überzeichneten Bilder und schreibt ihre Schrecken in eine antipluralistische Gesellschaftskritik um.

Doch das existentielle Dilemma, in einer ungerechten, fragilen und bösen Welt zu leben, könnte auch einen anderen Ausdruck finden. Das wäre dann buchstäblich „apokalyptisch“, nämlich entlarvend, und aufdeckend, aber von der Zuversicht getragen, dass der schonungslosen Bestandsaufnahme mehr folgt als Resignation oder Wut. Die apokalyptische Literatur wendet sich gegen Lüge und Selbstbetrug. Deshalb liegt in der grellen Überzeichnung der Bilder eine Art Wahrheitssuche. Der Schrecken wird mit surreal grausigen Szenen vor Augen geführt, weil so die Gewöhnungseffekte aufgebrochen werden. Seht genau hin, lasst Euch nicht täuschen! Im Hintergrund steht die feste Zuversicht, dass noch was kommt, dass Erwartungen nicht dauerhaft enttäuscht werden, die Hoffnung auf einen „neuen Himmel und eine neue Erde“, die wie ein Kontrastprogramm zur eigenen Erfahrung wirkt. Gegen das Verlorensein in einer als furchtbar erfahrenen, menschenfeindlichen Gegenwart voller Leid und Schmerz setzen die biblischen Apokalyptiker das Kommen Gottes. Auch dieses Kommen ist grell und überzeichnet, weil sie nur so ihre kritische Funktion entfalten können.

Da kommt noch was, aber kein Schrecken ohne Ende, schon gar nicht ein Ende mit Schrecken, vielmehr ein Ende des Schreckens. Das ist die Pointe dieser alten biblischen Tradition. Diese Zuversicht erwächst aus einer Realitätserweiterung, die im Glauben liegt.

Deshalb hat diese Zuversicht auch nur wenig mit dem Optimismus zu tun, den Ratgeber-Bestseller und eine ganze Coachingindustrie als Haltung zum Einüben einer helleren Grundstimmung empfehlen. Auf den ersten Blick mag der theologische Gedanke der Zuversicht angesichts der Schrecken durchaus Elemente des Optimismus in sich tragen. Schließlich geht es bei beiden nicht zuerst um eine Verbesserung der Welt. Die innere Haltung ist Thema dieser Trainingsprogramme. Morgens schon ein paar gute Gedanken haben, Dankbarkeitslisten führen, sich von allem trennen, was schlechte Laune macht, zur Not auch von Menschen, die die Lebensfreude vergiften oder sogar krank machen – dagegen ist nichts einzuwenden. Die Art und Weise, wie Menschen auf das reagieren, was ihnen begegnet, ihre Bilder von der Zukunft, sind natürlich auch von ihrer Persönlichkeit, ihren Erfahrungen und der Art geprägt, mit der sie ihre Welt wahrnehmen. Es gibt diese sonnigen Charaktere, die in allem, sogar in persönlichen Lebenskrisen, noch Positives sehen können. Manchmal ist das eine Gabe, manchmal eine familiäre Prägung, manchmal die Folge eines strengen Selbstregiments. Optimismus als Haltung, immer vom Besten auszugehen, auch wenn alle Prognosen und Fakten dagegensprechen, kann eine Kraft zum Handeln entfalten, eine Form der Menschenliebe und eine Resilienz gegenüber allen Erfahrungen des Scheiterns, die bewundernswert ist. Es gibt allerdings auch Formen des Optimismus, die an Wirklichkeitsverweigerung grenzen. Wer nie Nachrichten sieht, muss sich auch nicht fragen, wie mit den Bildern vom Krieg umzugehen sei. Wer sich nie mit Studien zum Klimawandel beschäftigt, kann durch die Winterlandschaft wandern und rufen: „Hey, gar nicht schlimm mit der Erderwärmung“.

Der theologische Gedanke der Zuversicht bringt eine Haltung ins Spiel, die mit der Einsicht beginnt, dass die Hoffnung auf eine gute Aussicht in der Zukunft gerade nichts ist, was man in sich selbst finden muss. Zuversicht ist die glaubende Aussicht, dass da

noch was kommt. Das Ende der Welt vorzusehen ist in dieser Perspektive eine ungeheuerliche Anmaßung. So kommt eine religiöse Wirklichkeitserweiterung ins Spiel, die sich nicht um Fakten drückt, die sich über die Welt im Großen und Kleinen nicht täuscht, die die Dinge nicht schön färben muss – und trotzdem nicht vor der Gegenwart kapituliert. Von außen betrachtet, mag diese Zuversicht vermessen sein, verrückt, jedenfalls nicht besonders realitätsgesättigt. Doch der Geist der biblischen Apokalypsen, der von dieser Zuversicht getragen ist, lebt von dem Paradox, das Leiden am Unrecht so genau zu durchdringen und zu beschreiben, weil es eine andere Möglichkeit gäbe, weil es überhaupt Möglichkeiten gibt, dass Dinge anders werden. Was passieren kann, steht immer im Plural. So entsteht aus einer Hoffnung, die man sich im Grunde nicht selbst verordnen oder antrainieren kann, eine Option zur Gestaltung, zum Eingreifen, zum Andersmachen. Das Optimismus-Training soll Menschen helfen, die Welt so zu ertragen, wie sie ist. Die Zuversicht, die aus den alten biblischen Zukunftstexten spricht, eröffnet Möglichkeiten zum Neubeginn, zum Andersmachenkönnen. Diese Zuversicht ist per se riskant. Für Zuversicht gibt es keine Versicherung. Zuversicht ist ein Wagnis, weil Ungewissheit über die Zukunft zum stillschweigenden Eingeständnis gehört. Wenn Gott Herr der Geschichte ist, sind Menschen es nämlich nicht, ganz gleich, welche Gewalt sie ausüben und welche Weltherrschaftsträume sie begleiten. Sie dürfen sich deshalb auch nicht so aufspielen. Gegenüber Weltrettungsansprüchen ist deshalb tiefe Skepsis angebracht. Die machtkritische Perspektive fehlt den politischen Theologien, die sich an Versatzstücken der Apokalypsen bedienen. Menschliche Steuerungsphantasien geraten so ebenfalls in die Kritik, auch die noch so gut gemeinten.

Ausgerechnet die biblischen Schreckenstexte mit filmartigem Untergangsfinale entfalten so einen Möglichkeitssinn, der sich nicht über die Wirklichkeit täuscht, aber aus dieser Realität gerade nicht den einen fixen und finalen Fahrplan für die Zukunft sieht. So widersprechen die biblischen Apokalyptiker denen, die die Welt dem Untergang geweiht haben. Pessimismus ist ihnen genauso fern wie Optimismus.

Weder hysterisch noch zynisch noch fatalistisch zu werden angesichts der Tatsache, dass es in dieser Welt nicht zum Besten steht, das ist eine schwierige Kunst. Nicht Weltflucht, aber auch nicht Angstlust vor dem baldigen Ende, sondern eine tiefe Gelassenheit, die entschlossen macht, die sich die ganze komplizierte, immer auch unverstandene Wirklichkeit zumutet und trotzdem glaubt, dass nicht alles bleiben muss, wie es ist.

\* \* \*

Zur Autorin:

Petra Bahr, evangelische Theologin und Regionalbischöfin für den Sprengel Hannover der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers